

Hugo Schuchardt als Briefschreiber

(mit unveröffentlichten Briefen) ⁽¹⁾

Schuchardt, der sehr auf das Produktive des Individuellen in der Wissenschaft vertraute, suchte selbst zeit lebens sein eigenes Individuum den Mitforschern klarzumachen — ausser in seinen gedruckten Abhandlungen vor allem in Briefen, dieser halb intimen halb unpersönlichen Zwischenform: nicht ganz intim, weil geschrieben; nicht ganz unpersönlich, denn seine Korrespondenz war ihm nicht bloss ein Mittel des Kontakts mit der Welt, von der er sich je älter je mehr zurückzog, sondern eine Gelegenheit, sich zu erklären und Erklärungen entgegen zu nehmen.; seine auf Aussprache und «pourparlers» angelegte, sozusagen parlamentarische Debatter-Natur trieb ihn dazu, Missverständnisse durch ausführliche Darlegung seines Standpunktes zu beseitigen. Schuchardt's Briefkultur und Briefliebe war «très dix-huitième». Den Faden, an dem sich äusserlich seine Briefe aufreiheten, boten die Tagesereignisse in Wissenschaft und Politik. Jede Neuerscheinung führte zu einer Aussprache nicht nur mit dem Autor, als Dank für die Zusendung (ein Dank, der, königlichhöflich, pünktlich erstattet wurde), sondern auch mit anderen Fachgenossen.

Aber Sch. scheute auch nicht die lange programmatische Darlegung seiner Prinzipien, wenn zwischen seinen Partner und ihn eine «Unklarheit» sich eingeschlichen hatte: dann schrieb er sozusagen für die Nachwelt. Er betonte gern, dass die ausführlichen Briefe, die er besonders an J. Jud, Urquijo und mich schrieb, sozusagen nicht nur für uns geschrieben waren (2). Dies umständliche Erklären des eige-

(1) Die in meinem Hugo Schuchardt-Brevier versprochene Publikation kommt nun nicht im Archivum romanicum, sondern, mit von mir nicht verschuldeter Verspätung, erst durch die Güte des Herrn Herausgebers dieser Zeitschrift heraus-an einer Stelle also, an der sich der Meister stets heimisch gefühlt hat.

(2) (12.-14. 5. 1921) «Es ist merkwürdig, das Briefschreiben wird mir noch saurer als alles andere Schreiben.... Wenn ich nun doch, besonders an Sie und Jud nicht nur wirkliche, sondern auch lange Briefe schreiben

nen Inneren setzte voraus, dass *sein* und *das* Individuum ungeheuer reich, aber auch ungemein schwerverständlich sei. Ich kann nicht finden, dass Ettmayer in seinem GRM.-Nachruf 15, 241 ff. Recht hat, Schuchardt verschlossen zu nennen: im Gegenteil, er erschloss sich gern und ausführlich, gern und ausführlich berichtete er von Jugendzeiten und Weggenossen des Lebens, Anekdoten und Fazetien würzten seine Erinnerungen und immer spürte man den Wunsch an den Leser: Verstek mich recht aus meinen Erlebnissen! Ein typischer Schuchardtbrief—in früheren Jahren fand der Meister bloss zu Karten Zeit, ab 1919 ungefähr wurden es immer mehr Bekenntnisbriefe, oft mehrere in einer Woche von zwei Bogen Umfang—war auf helleuchtendem Papier mit einer relativ grossen, klaren, ruhigen, bis zum 84 Jahre vom Zittern kaum heimgesuchten Schrift geschrieben, in einem etwas barock-tändelnden, gelehrt-anspielungsreichen, pointierten, gelegentlich zur Pathetik sich erhebenden, jedesfalls literarisch gepflegten Causeur - Stil: man hatte das wohlthuende und ehrende Gefühl, dass Schuchardt den Brief für seinen Empfänger liebevoll «gearbeitet» hatte. Durch Schrift und Ausdruck ging ein Wille zu Grossheit, bei aller lebenswürdigen Verspieltheit. Teilnahme an den Schicksalen des Partners konnte er in eine graziöse Form keiden, mit einer Art nörgelnder Selbst-Persiflage und zuletzt schauerlich makabrem Humor wusste er einen von den Leiden des Alters zu unterrichten, Ziel und Zentrum jedes Briefes blieb ihm doch die Stellungnahme zu Wissenschaftlichem, das Bruchstück einer Konfession. Und die Angst, sich doch nicht genügend erklärt zu haben, drückte ihm die Feder nochmals zu manchem Postskript und sehr oft zu einem Nachtragskärtchen in die Hand—ein rührender Drang, zum Letzten vorzudringen, dabei mit dem Gefühl verbunden, notgedrungen im Fragmentarischen bleiben zu müssen! ein Hinwollen, ein Hände-Entgegenstrecken zum Nebenmenschen und ach! das Bewusstsein, doch ewig allein wandern zu müssen! Denn trotz allem Sich-aus-sprechen sprach Schuchardt nie das Letzte aus: im Augenblick, da man dies Letzte zu hören glaubte, ging er elegant weltmännisch zu anderem über, dem Ratenden die Lösung überlassend, das Geheimnis der Distanz nicht verletzend.

so geschieht dies keineswegs nur um den Wünschen meiner Empfänger zu entsprechen, sondern auch um einem Drang zu genügen. Ich möchte so manches ins richtige Licht setzen, auch wenn das niemanden interessiert; keinem zur Freud, keinem zum Leiden: wer so nahe an 0 ist, dem ist alles I.»

Meist passte er Fremdes (und auch das im Korrespondenzpartner ihm gegenüberstehende Fremde) sich selbst an, ohne sich ihm ganz hinzugeben: mit einem *Voilà comme je suis!* schloss er öfters eine Debatte. Der Ton seiner Briefe war fast nie auf Enthusiasmus, aber auch selten auf unbedingte Ablehnung gestimmt, meistens auf ein vorsichtiges *distinguo*. Bald humorvoll bald grämlich enthüllte er seine Altersstimmungen: Seiten und Seiten galten der Klage über seine Nerven, aber auch über das Ausbleiben einer Korrektur oder Büchersendung—der Leser erlebte grillige Sprünge vom Speziellsten zum Allgemeinsten mit. Der Herausgeber dieser Briefe gesteht bewegt, dass ihm Schuchardts Briefe höchstes Erziehungsgut bedeuteten, in ihrem Gemisch von Kritik und Aufmunterung, von Aufrichtigkeit und Reserve, von Mitteilung und Zurückstauung, von Herzlichkeit und Herbheit—Schuchardt war ein überlegener Weiser, der mit einer Art herablassenden Mentorgrazie neckte und zugleich in der Einlässlichkeit seiner Bemerkungen den Ernst seiner pädagogischen Verantwortlichkeit zwischen den Zeilen zu erkennen gab! Wenn der Herausgeber aus dem Berg von Briefschaften, den der Meister seit 1912 an ihn gelangen liess, im Folgenden wenige Proben herauszieht, so ist er dazu nicht nur formal von Schuchardt selbst (schon für die 1. Auflage des Breviers) ermächtigt worden, sondern auch innerlich dadurch dass Schuchardt ihn als seinen «Mitkämpfer» (die Briefaufschrift lautete öfters: «Lieber Mitkämpfer» (1), auch «L. M.)) gelten liess, in doppeltem Sinn: als den *mit ihm gemeinsam* gegen das Handwerkertum in unserer Wissenschaft und als den mit ihm (= *gegen* ihn) in weltanschaulicher Beziehung Kämpfenden. Die Übereinstimmung der wissenschaftlichen bei Nichtdeckung der weltanschaulichen Ideale war es offenbar neben dem Generationsgegensatz, was so ausführliche Mitteilung seines Fühlens und Denkens hervorrief. Wie könnte der Jünger sich des Vertrauens seines Meisters besser würdig erweisen als indem er diesen inneren Schatz nicht habsüchtig bei sich verwahrt?

Die 45 folgenden Briefstellen sind nach dem Zufall des Datums

(1) (23. 4. 20-): «Wie schon früher einmal, spreche ich Sie jetzt als: Lieber Mitkämpfer! an, indem ich auf der Aequivokation von *mit* fusse. Ich kämpfe mit Ihnen für die Freiheit der Wissenschaft, wie sie in uns lebt, und gegen deren Vergewerblichung, das ist das grosse *Mit*. Und nun kommt das kleine *mit*, das aber noch sehr wesentlich einschliesst wie die Weltanschauung. Gladiatorenkämpfe! ich sehe zu wie viel Kraft ich noch aufbringen kann. Es bereitet mir Genuss mit Ihnen zu raufen: *à talmudiste talmudiste et demi!* Es gibt weite Strecken auf denen der eine so gut wie der andere Recht behalten kann.»

unter Stichwörter eingeordnet (die Anmerkungen stammen vom Herausgeber) und geben Aeusserungen über Dinge die sonst im Brevier weniger vertreten sind (vgl. auch die köstliche Probe Schuchardt'schen Humors N. 38).

Leo SPITZER.—Köln.

1. Akribie. 15. I. 1916. Ich hatte für die Druckfehler grosser Gelehrten, z. B. Meyer-Lübkes, Toleranz bekundet.

«Das ist wohl ein etwas perverser Geschmack; aber um der Liebe willen wird viel vergeben. Nur darf man die Sache nicht von allen Kanzeln predigen; unsittlich bleibt es doch: um für sich Zeit zu gewinnen, sie andern zu stehlen. Auch kommt es dabei gar nicht auf Gross und Klein an, sondern auf Schwachsichtig und Scharfsichtig. Da stehen jedenfalls Diez und Mussafia auf einer Linie. Ascoli erscheint mir durch seine Sauberkeit (Akribie) weit grösser als er ohne sie sein würde; *sie* hat zunächst den stärksten Eindruck auf mich gemacht. Fast noch mehr bewundere ich ihrethalben Trombetti und nicht bloss deshalb weil er bei allen Routine-menschen in tiefster Missachtung steht. Nein, Errata sind nie und nimmermehr Sonnenflecken oder Schönpflästerchen; es sind immer *errores* des Herzens und des Kopfes, Schädiger der Wissenschaft; man muss sie bei sich und bei andern bekämpfen.»

2. Wissenschaft und Individuum. 5. 1. 1917.

«In der Hauptsache bin ich mit Ihnen einverstanden: *suum quisque* aber damit steht wieder im Einklang! man bespricht fremde Erzeugnisse von *sich* aus. Die Wissenschaft lebt in uns; ich habe immer bedauert dass ich ihr nicht ganz frei leben können. Ich musste mich einem Lehrauftrag anbequemen. Ich liebe Lautgeschichte für meine Person; aber ihre pädagogische Wichtigkeit habe ich nie eingesehen. Überhaupt die ganze Dressur auf die hypostasierte Wissenschaft! Wir haben Kant, ja, aber auch sehr viel Cant.»

3. Abhängigkeit von Büchern. 4. 2. 1916.

«Ich bin augenblicklich etwas schlecht auf unsere Wissenschaft. zu sprechen; in welcher andern ist man so furchtbar abhängig von den Büchern? Diese Turnübungen mit den Wörterbüchern und dem Atlas ling! Ich wollte, ich hätte mich der Mathematik gewidmet.

Ich sehe jetzt ein, worüber ich mich einst gewundert habe, dass die Franzosen doch ein feines Gefühl haben wenn sie—wie L. Havet (oder wars ein anderer?) am Grabe G. Paris sagte—den Ehrentitel von Genies eigentlich nur Dichtern, Feldherrn und Mathematikern zugestehen. Bei uns ist der im Grunde der Gescheiteste der die meisten Bücher zur Verfügung hat.»

4. Etymologie und Zufall. 1918 ohne näheres Datum, aus Anlass von El. Richters Artikel in *Zeitsehr. f. frz. Spr.* 45, 121 ff.

«Zu dem *boche* von El. Richter habe ich ihr, allerdings in Prosa, geschrieben:

Kein Schluss der *Weisheit* schlägt die kühne Brücke
Und nur des *Zufalls* Flügel trägt hinüber.»

5. Etymologie. 20. 5. 1919.

«Die angenommene Etymologie von *omelette* unterliegt doch wohl auch der Relativitätstheorie: vorderhand die beste-wenigstens mir ist die begriffliche Entwicklung verdammt bedenklich. Die kurze Antwort auf die Frage: wo kommst du her? befriedigt mich so wenig wie die Antwort die ein Vater auf die gleiche Frage von seinem Buben erhalten wird der sich Gott weiss wo herumgetrieben hat. Das wirklich Interessante bleibt geheim.»

6. Zwischenstaatliche Gerechtigkeit. 4. I. 1919.

«Über das Grundsätzliche bedarf es doch keiner Auseinandersetzungen mehr; jetzt könnte es sich nur darum handeln, gegen die allseitigen, sich immer häufenden Verletzungen dieser Grundsätze schärfste Verwahrung einzulegen. Meinetwegen vom Standpunkte der alltäglichen Logik aus. Denn es ist doch z. B. gar zu verrückt, wenn die Italiener (ich meine die Leute von Sonninos Schlag) sich darüber beschweren, dass sie durch eine etwaige Nichtausführung der Londoner Abmachungen usw. schwere Unbill erführen, während sie selbst nicht müde werden Ungerechtigkeit auszuüben. Die Tschechen erkennen die Integrität des Königreichs Ungarn nicht an, berufen sich aber auf die des Königreichs Böhmen um die Deutschen zu tschechisieren. Frankreich spricht von dem Verbrechen von 1871 und schickt sich an ein grösseres gerselben Art zu begehen. Polen möge seine Polen wieder haben, aber nicht das deutsche Danzig usw. Wozu also, nachdem man über die Schrecknisse des Krieges sich ausgesprochen hat, nun Friedenspsalmen singen, wo man einen neuen Kampf vorbereitet?

In seinem Zürcher Vortrag: Die Forderung des Pazifismus polemisiert Fried gegen die «falsch eingestellte Problemauffassung (z. B.

von Natorp), die immer wieder von der heutigen Staatenanarchie ausgeht». Ja, ist denn diese Anarchie jetzt nicht grösser als je? Und wird Wilson ihrer Herr werden? Zuallererst sollte man die ewige Anrufung von *Gerechtigkeit* verpönen. Jeder Staat, jedes Volk denkt nur an *seine* Interessen, an die «Freiheit die ICH meine». Der Rest ist eine grenzenlose Heuchelei!»

7. Universitätsvorlesungen. 10. II. 1919.

«1) Beim Vorlesen kommt, es nicht darauf an, dass der *Vorleser* sich *auslebt*. Vide *politicos*.

2) Er kann sich beim Vortragen bloss des *Stoffes* nicht *ausleben*.

3) Zur Mitteilung des *Stoffes* sind die *Handücher*, Leitfäden u. ä. da.

4) *Nachschreiben* ist zu Verpönen. Vergleichen Sie einmal ein nachgeschriebenes Vorlesungsheft mit einer Druckschrift gleichen Inhalts. Nur brauchbar für Prüfungen und noch etwas.

5) Die *Persönlichkeit* offenbart sich nicht sowohl im Vortrag als in der *Wechselrede*.

Kuno Fischer war der vollendetste Vortragende den ich kenne (Philosophie nimmt übrigens meiner Anschauung nach eine Ausnahmstellung ein), aber dabei der grösste Schauspieler, sodass man von einer Ausprägung seiner Persönlichkeit kaum hätte reden können; *Otto Jahn*, ein so hervorragender, kunstsinniger Philologe, war sterbenslangweilig, er diktirte fast —aber *Friedrich Ritschl* regte an, wie in der Wechselrede. Er war *causeur*. —Ja, die peripatetische Methode ist die beste, die wahre, wenn auch vielleicht die Eitelkeit dabei am wenigsten auf die Kosten kommt.»

8. Chauvinismus. 21. 1. 1919.

«Ich bin nach wie vor national, wie ich vor wie nach antichauvinistisch gewesen bin. Ich habe mich nicht geändert. Für den Sprachforscher ist die politische Frage eigentlich eine Sprachenfrage: keine Germanisierungen, vielmehr Herausgabe fremdsprachlichen Gebietes, aber meinen herzlichsten Privatfluch auf alle Versuche der Entgermanisierung in Ost, Süd, West.»

9. Universitätsbetrieb. 6. 2. 1919.

«Ihrem Aufsatz in der «Wage» stimme ich in allem Wesentlichen bei, ich gehe, nur noch viel weiter: ich wünschte vor der Demokratisierung der Universitäten eine Rationalisierung des U. unterrichtes. Grösste Einschränkung der Vorleserei! Nur Vorlesungen mit Demonstrationen (wozu natürlich die mittelalterlichen Kreidezeichnungen nicht gehören) und solche einführender und anregender

Art, aber keine mehrstündigen über die trockensten Gegenstände (z. B. Lautgeschichte), ausserdem und vor allem *Übungen!* Wozu ist vor einem halben Jahrtausend die Buchdruckerkunst erfunden worden? Wissenschaftlich lehren kann man mit der Feder und mit der Stimme, im ersteren Fall setzt man sich der *allgemeinen* Kritik aus. Wirksam ist beides; in Halle hatten wir ja auch ein amtliches Formular auszufüllen mit Rubrik für die wissenschaftlichen Veröffentlichungen im Semester.»

10. Bücherhamsterei. 9. 2. 1920.

«Je mehr Bücher man hat, desto mehr kann man schreiben; aber andern nachdenken stört das eigene Denken. Deshalb hat Gilliéron ganz Recht wenn er z. B. Jahre lang die *Romania* nicht anschaut».

11. Italien und Deutschland. 13. 8. 1920.

«Ein für alle Mal: die Italiener sind uns weit überlegen in aller Schönheitskultur aber sie stehen uns nach in der ethischen Kultur. Auch ich hörte gerade in diesen Tagen das alte Lied: die Italiener sind wie die Kinder. Nein, tausendmal nein, die italienischen Kinder sind wie die Erwachsenen; wir Deutsche sind Kinder, träumerische, törichte Kinder. Wir sollen den Balken in unserem Auge nicht verkennen, aber wir wollen auch den im Auge der andern erkennen. Die Italiener sind von einem krassen Opportunismus beherrscht und wir nehmen alles Liebenswürdige für liebenswert. Und ganz aus seiner nationalen Haut kann niemand heraus; auch mein Freund Farinelli nicht, der wirklich ein edler Mensch ist. Ich schrieb ihm, da mir seine Autonomie-anbiederung etwas auf die Nerven gegangen war: Ein Raub bleibt ein Raub und wenn er vorher mit einem andern ausgemacht war (Londoner Pakt), so ist es um so schlimmer; auch der vorbedachte Mord wird ja höher eingeschätzt. Wenn nun der Räuber uns bis aufs Hemd auszieht und schliesslich doch sagt: Na, die Hose kannst du wieder anziehen; bin ich nicht ein guter Kerl?, so hält der Italiener das für Edelmut, und es gibt Deutsche..., die ihm das nachsprechen.»

12. Pazifismus. 1. 9. 1920.

«Nowikow, der Pazifist, der mir am meisten zusagt, ist der Ansicht dass nicht das Herz, sondern der Verstand die erste Stimme haben müsse. Gemütsmenschen sind wir ja alle, aber jeder doch im Grunde für den eigenen Bedarf, auch Barbusse und Rolland. Die Empörung über die Schändlichkeiten des Krieges ist ja allgemein, aber die Unlogik und die Heuchelei auch. Tauschen wir doch unsere Schuld miteinander aus. Die Grossherzigen spielen, Verzeihung gewähren

—damit ist es noch nicht getan. Wenn die Franzosen nicht einsehen, dass sie mindestens ebenso kriegerisch sind oder gewesen sind wie die Deutschen, dass sie in Napoleon I geradezu den Genius des Krieges vergöttert haben, ohne zu erkennen dass moralisch dieser grosse Intellekt nicht höher steht als der sehr kleine Wilhelm II, dass Napoleon III den Krieg von 1870 hervorrief, dass die Revanchelust nach der Niederlage einsetzte und die Franzosen eine Anzahlluni auf den künftigen Krieg mit den nach Russland geschickten Milliarden machten—dann ist alles Bemühen eitel. Doch ich verirre mich wieder einmal. Also Verkürzung des Übrigen. Der Streit um die Schuld an *dem* Kriege ist müssig; wer hat die Schuld *am* Kriege? Und darauf ist die Antwort klar. Alle, die ganze Menschheit und weiter hinauf, bis zu Jehovah, der die Aufgabe hatte sein Volk gegen die Feinde zu schützen. Das A. T. ist, selbst die Psalmen nicht ausgenommen voll von Kriegsgeschrei und die Strenggläubigen der christlichen Bekenntnisse berufen sich mit Vorliebe darauf zugunsten des Krieges. Ist aber nicht von jeher die Jugend bei allen Völkern und ohne Unterschied der Parteien in der Begeisterung für den Krieg auferzogen worden, an der Ilias, dem Nibelungenlied, an Körner und Rückert usw.? Müssten dann die Pazifisten nicht da vor Allem Ordnung machen?»

13. Mehrsprachigkeit. 6. 9. 1920.

«Es tut mir leid dass ich meine Promotion nicht noch *vor* mir habe; statt «*Bonifatius, non Bonifacius*» u. dgl. würde ich unter meine Thesen aufnehmen: «ein Mensch kann in mehreren Sprachen vielleicht gleich *scharf denken*, aber nicht gleich *warm fühlen* (vgl. Barbusse: «das *Ido* ist vorderhand nicht fähig, die Nationalsprachen als Ausdruck des Gefühlslebens zu ersetzen»).

14. Goethe. 22. 9. 1920.

«Die Forderung, man müsse, zur vollen Würdigung Goethes den ganzen Goethe kennen betrachte ich als absurd—auch ein L. Börne hat nicht in allem daneben geschmäht; mir wird der Genuss von Goethes Wunderschönheiten durch die Gegenwart so vieler Banalitäten geschmälert, die uns der grosse «Aufheben hinterlassen hat. Das «Erkenne Dich selbst» bleibt für jeden von uns doch das Wichtigste, wenn auch Anatole France es für den schaffenden Künstler nicht gelten lassen will.»

15. «Indogermanisch»-«Indoeuropäisch». 3. 11. 1920.

«Über indogermanisch bin ich seit meiner Kindheit empört; die Halsstarrigkeit ist bei den einen, wie bei den andern, den *Indoeuro-*

päisten gleich blödsinnig. Aber die Deutschen, die so viel mit Gründen zu tun haben, entäussern sich ihrer wieder besonders leicht.»

16. Französische Klarheit. 2. 12. 1920.

«Bei Ihrem schönen Meillet-artikel (1) fällt mir ein dass die Franzosen immer «von den Auswärtigen, den Rumänen usw.) den Deutschen gegenüber wegen ihrer Klarheit gepriesen werden..... Das Kunststück ist recht einfach: die Franzosen *vermeiden* alles Unklare, die Deutschen suchen es zu erhellen. Diese sind die Gassenbuben die mit Wollust in die Pfützen hineintappen, jene die feinen Herren die ihnen ausweichen um ihre Lackstiefeletten nicht zu beschmutzen.»

17. Gilliéron. 5. 12. 1920.

«Quälte man mich um zwei Wörter, so würde ich sagen: grossartig, aber einseitig: Was mir an ihm nicht recht behagt ist dass er den Wahlspruch «Schreibt farbig!» (Lerch) allzusehr beherzigt. Die Beschreibung der Wortkämpfe erinnert bei ihm an die von Stierkämpfen.»

18. Etymologie und Evidenz. 19. 4. 1921.

«Die Wissenschaft soll vereinfachen, nicht vervielfachen. Das letztere aber geschieht beim Etymologisieren in unbegrenztem Masse. Je mehr Tatsachen wir kennen lernen, desto mehr nähern wir uns allerdings dem Wirklichen, aber dies zeigt sich uns immer komplexer und wir entfernen uns immer mehr von der Evidenz, die einfach ist und somit dem Blütenalter der Natur angehört.»

19. Romanenfreundlichkeit und Pazifismus. —Ostersonntag 1921. Antwort auf eine Anfrage von mir anlässlich eines im Brevier urspr. geplanten Abschnitts über politische Gesinnungen des Meisters.

«Sie hatten im vorhergehenden Brief geschrieben, meine Auffassung der Kriegsprobleme sei mit meinem ganzen Menschen verknüpft. Ganz richtig, und ich wünsche gerade hier nichts übertüncht und beschönigt zu haben; aber anderseits meinen Taufpaten von der Suisse romande nicht als zu schlimmer Wauwau vorgestellt zu werden. Gerade dann wird man am strengsten bei der Wahrheit bleiben, wenn man mich als einen Mann der *Mitte* bezeichnet, mit dem Wahlspruch: *suaviter in re, fortiter in modo*.....

«Romanenfreundlich» war ich auch seit 1870 und mein Aufsatz von 1871 bekundet es; aber er ist zugleich von nationalem Gefühl getränkt. Ich war versöhnlich gestimmt, weit mehr als viele meiner Landsleute, deren Chauvinismus ich unangenehm empfand; doch «pazi-

(1) Lbl. 1923. Sp. 297.

fistisch» konnte man mich nicht nennen, nicht bloss deshalb weil das Wort damals noch nicht bestand (weder *Pazifist* noch *Pazifismus* finde ich im Sachs—auch nicht die entsprechenden französischen Wörter, selbst Sarrazin 1912 hat sie nicht, erst Engel 1918 bucht *Pazifist* als «unerfreuliches Schlagwort»), auch genau das was man heutzutage so nennt, gab es damals nicht. Und selbst jetzt bin ich noch nicht *Pazifist* im gewöhnlichen Sinn, ich bin Fr. W. Foerster mit recht wesentlicher Einschränkung. Ich lese gerade im neuesten Heft von «Wissen und Leben», wie Prof. Valentin in einem Aufsatz über den Völkerbundgedanken in Deutschland über F. urteilt; der Referent sagt: «Er wendet sich dann allerdings *leider* (!) gegen die Auffassung Foersters von Deutschlands Schuld, gibt aber zu dass man mit Foerster in vielem übereinstimmen kann «bei der Beurteilung jener Richtungen und jenes Versagens des alten Deutschland». Ich glaube, Valentin wäre mein Mann. Foerster verdirbt die gute Sache etwas, indem er den christlichen Grundsatz: wenn dir einer die rechte Wange schlägt, so biete ihm auch die linke dar, auf die Beziehungen zwischen den Völkern angewendet wissen will; ich sage, Gerechtigkeit! gleiches gelte für das eine Volk wie für das andere. Solange man dauernd im Elternhaus weilt, atmet man eben die da herrschende politische Luft ein, und ist für die »Richtung« unverantwortlich, man ist national oder anational. Foersters Pazifismus wurzelt in seines Vaters, des Astronomen Studierstube. Ich bin aus dem Pazifismus nie völlig klug geworden; zwar weiss ich recht gut, was sie verurteilen, aber nicht was sie in bestimmten Fällen zu tun raten. Wie verhalten sie sich z. B. gegen die Geldforderungen der Entente an Deutschland? Es fehlt mir, kurz gesagt, an einer pazifistischen Kasuistik».

20. Antisemitismus. 12.-14. 5. 1921.

«Die Juden sind entweder deutschnational oder *anational*
 oder jüdisch-national. Die Stellung der letzten ist am klarsten; jüdische Studenten sagen zu ihrem jüdischen Professor: Aber Herr Professor, wie können Sie mit dem und dem (Antisemiten) auf der Strasse gehen? Ganz die gleiche Tonart wie die der Antisemiten. Ein hochgebildeter Jude, der sehr deutschnational gesinnt ist, und deshalb unter dem Antisemitismus leidet, erklärte mir neulich, er fasse diesen als ein Schicksal auf. Ich denke es ist für ihn die beste Auffassung. Nicht die Missgunst einzelner wirkt und webt; es wird ein grosser Kampf gekämpft—ohne Krieg. Überall stehen die Juden an der Front, vom Kapitalismus zum

Kommunismus. Steht es fest, dass Sie zur unterdrückten Rasse gehören und nicht zur siegreichen?...

Doch ich laufe Gefahr ins Uferlose zu geraten. Andererseits mag ich ein Thema das ich angebrochen habe, nicht abbrechen so lange ich eine Frage noch auf Ihren Lippen schweben sehe, die Hauptfrage: inwieweit sind die Juden innerhalb des Deutschen Volkes fremd geblieben und durch wessen Schuld? Ich verweise vor allem kurz darauf dass in England, Frankreich, Italien die Juden mit verschwindenden Ausnahmen sich national zeigen. *Dreyfus* z. B., obwohl er Herberes erduldet hat, als irgend einer seiner Glaubensgenossen im heutigen Deutschland. *Ascoli* war ein glühender Italiener, mehr das denn Jude obwohl ich bei ihm unter dem siebenarmigen Leuchter gespeist habe; er stand auf Seiten der judenfeindlichen Rumänen gegen die judenfreundlichen Madjaren. Oder vielmehr die Juden waren madjarenfreundlich, Madjaronen, Madjarisatoren mit Leib und Seele, wie z. B. *Vámbéry* einst *Bamberger*, mit dem ich sehr gut bekannt war. Und von *Ascoli* abgesehen *d'Ancona*, *Caix*, *Luzzatti* (der mit Vorliebe von dem *gentil sangue latino* spricht) usw.! Was nun die deutschen Juden anlangt, so haben sie allerdings, dank der immer wiederholten Inzucht, viel Fremdartiges bewahrt oder ausgebildet, aber ich habe mich immer dagegen gewehrt dass ihnen das als ein Fehlbetrag angerechnet werde. Wie viele davon haben sich nicht durch glänzende Gaben des Herzens und des Geistes ausgezeichnet! Aber nun kommt der springende Punkt. Das was uns fremd vorkommt, soll uns als deutsch gelten. Handelt es sich dabei um Erscheinungen des Gesellschaftslebens, so ist das von keinem Belang; wenn auch gerade das Unwägbar oft am schwersten wiegt. Die Literatur ist das eigentliche Schlachtfeld. Ich habe Zeit meines Lebens mich nicht um die Herkunft der Schriftsteller gekümmert —bis auf die letzten Zeiten; ich habe mir, wenn ich wusste dass es Juden waren, den Geschmack, die Freude an ihnen durch keinen *Bartels* vereiteln lassen. Neuerdings habe ich nun eine eigentümliche Entdeckung gemacht an mir und zuerst bei *Karl Kraus*. Ich kann ihn durchaus nicht vertragen, verdauen, er widersteht mir, obwohl mir die Erkenntnis seiner ausgezeichneten Sprachbeherrschung und der Berechtigung seiner sittlichen Ziele nicht abgeht. Das habe ich Ihnen schon vor einiger Zeit gebeichtet und ich glaube, Sie haben mich begriffen. Die Sache hat sich seitdem mehrfach wiederholt. Den Golem habe ich nicht auslesen können; aber ich fand mich einigermaßen gerechtfertigt, als ein Arzt mir in einem Ausbruch

über die Zeitverderbnis den Golem als Muster der Abscheulichkeit vor Augen hielt, den er in die Ecke geschleudert habe. Ganz kürzlich erst las ich von *J. Wassermann* den Mann von 40 Jahren: Trotz aller Gescheitheit und Originalität hinterliess er mir ein gewaltiges Missbehagen; so sagt man doch nicht, so empfindet man doch nicht, so geschehen die Dinge doch nicht. Also auch hier wiederum etwas Undeutsches, Fremdes und doch in allen drei Fällen von verschiedener Art. Bald darauf fand ich das erlösende Wort bei *E. v. Wolzogen*. Dieser hatte *W.* als Schreiber bei sich aufgenommen und sein Dichtertalent entdeckt, ihn in den Sattel gehoben. Aber er macht Zusätze zu seinen begeisterten Lobsprüchen: «er gehört zu den Löwen—mindestens zu den Löwen in Israel»; «gegenüber den vielen.... jüdischen Schriftstellern ist *W.* durch die starke Betonung des Rassischen in ihm die einzige wirkliche Grösse»; «dagegen versagt er, wo er germanische Menschen im Innersten erfassen will». Und ohne Zusammenhang mit *W.*, an einer andern Stelle sagt *Wolzogen*, in bezug auf «eine unüberbrückbare Kluft, die das semitische von dem germanischen Empfindungsleben trennt»: «Menschen die den Rassengegensatz leugnen, müssen einfach seelenblind sein».

Vorderhand bin ich auf einem Gebiete, das nicht zu meinem besonderen Interessenkreis gehört, zu dem Ergebnis gelangt: es besteht—ausserhalb der zum Teil vortrefflichen Darstellung jüdischen Lebens (wie z. B. von *K. Franzos*)— eine jüdisch-deutsche Literatur; der keine jüdisch-französische oder jüdisch-italienische gegenübersteht. Das stimmt zu der oben von mir gemachten Bemerkung.,

21. Glückwünsche. 8. 1. 1922.

«Die schönsten Wünsche gleiten an uns herab, der einzig wirklich schöne wird uns nie gebracht; statt *ad multos annos!* sollte es heissen: *Euthanasie!* Und der jüdische Scherzfluch: «mögst du hundert Jahre alt werden, aber auf der Stelle» liesse sich als ernster Wunsch wohl hören. Auf dem Lande ist man rücksichtsloser, im Grunde wohl rücksichtsvoller als in der Stadt. Man schickt z. B. einen Buben zu einem alten Onkel, um ihm zum Geburtstag zu gratulieren, ein langes Leben und einen leichten Tod wünschend. Er verwechselt es, sagt *langen Tod* u. s. w. So las ich vor längerer Zeit in einer Erzählung aus der Steiermark.»

22. Zitate. 5-6. 6. 1922.

«Vor einigen Tagen hat mich das Gundolf-Heft des Euphion gefesselt. Unter anderem habe ich mich gefragt ob und inwieweit

der gegen G. erhobene Vorwurf des Nichtzitierens berechtigt ist. Mir scheint weit mehr in der entgegengesetzten Richtung gefehlt zu werden: wir zitieren viel zu viel; schöne, eigenartige Gedanken ersticken oft unter den Zitaten. Was bedeutet denn das *sieh! sieh!?* es ist eine überflüssige Belästigung und stört uns den Lesegenuss oder es treibt uns ohne Unterlass in alle möglichen Winkel hinein oder endlich es mangeln uns die Mittel, dem Gebote zu folgen und das stimmt uns verdriesslich.»

23. Gott. 20, 6. 1922.

«... da Sie meine Anschauungen berühren, so darf ich Ihnen wohl sagen dass sie noch dieselben sind wie in meinen Kelt. *Briefen*, wo ich mich mit H. Gaidoz für Gott als ein «Mutterherz» erklärte. Der Juden - und der Protestantengott (der orthodoxen) (1) ist mir himmelweit entfernt: der Katholizismus hat tatsächlich (nicht dogmatisch) die Himmelskönigin an seine Stelle gesetzt.»

24. Forschung und Lehre. 20. 6. 1922.

«Dass die deutschen Lehramtskandidaten wie es scheint, gar zu sehr mit dem *Atlas ling.* beschäftigt werden, erscheint mir nicht als Segen. Forschung und Lehre lassen sich nicht gut vor denselben Karren spannen. Man muss sich bei uns mehr den Literaturen zuwenden.»

25. Die Franzosen und wir. 22-23. 10. 1922.

«Mir scheint man kann bei uns in der Beurteilung von französischen Dingen immer noch nicht die richtige Mitte finden. Ganz wie in bezug auf die *Kleidermode*. Die Franzosen haben hier neben dem Geschmackvollsten auch das Allergeschmackloseste geliefert und unsere Frauen sind ihnen ohne jede Spur von Kritik durch Dick und Dünn nachgefolgt, und haben demzufolge bald so A, bald so V :ausgeschaut. Man rühmt das Französische als klar und logisch und doch können aus dem Poincaréschen Sprachrohr Wortverbindungen hervorgehen wie: im Sinne der Gerechtigkeit und der Siegen.

26. Kalendarisch festgelegte Glückwünsche. 30, 12. 1922.

«Einen längeren Brief den ich Ihnen in den nächsten Tagen, zudgedacht hatte, schliesse ich hier nun gleich an, obwohl ich nicht die rechte Stimmung dazu habe; doch werde ich ihn nach Möglichkeit abkürzen, wissenschaftliche Kleinigkeiten kann ich ja weglassen, menschliche Kleinlichkeiten nicht ganz. Jedenfalls bleiben Sie mit einem Aufsatz über meine Stellung zum Weihnachtsfest ver-

(1) Lies: Orthodoxen?

schont; es ist dieses für mich a) ein Kinderfest b) das Sentimentalitätsfest der sonst Unsentimentalen. Vom Neujahrsfest könnte ich gar nicht ohne grobe Beschimpfungen reden. Ein Kalenderheiliger (d. h. -heiligerer) bin ich nie gewesen, nicht einmal *pro domo*. Ein mir am 28. Febr. dargebrachter Glückwunsch würde mich nicht minder erfreuen als ein rechtzeitiger. Und am schönsten ist doch: wenn die erste Primel spriest, wenn die erste Schwalbe kommt usw.»

27. Festschriften. 17-19. 1. 1923 (?).

«Abgesehen davon, betrachte ich die Festgaben als eine mehr oder weniger *unmoralische* Einrichtung. Sie sind allerdings insofern nützlich (für die Wissenschaft oder doch für die Urheber der einzelnen Festschriften), wenn die letzteren nicht anderswie ans Licht treten können. *Unmoralisch* sind sie, indem den beflaggten Persönlichkeiten ein Meer von Liebe, und Verehrung vorgetäuscht wird, das brandend an ihre Füße schlägt. Und dabei ist das Wissen um den Verehrten oft minimal. Sagt man nun dem Zusammenpeitscher: Ich habe ja nie eine Zeile von dem Jubilar gelesen, so antwortet jener: ich bürge mich [sic!] dafür, er verdient es—und wenn man weiter betont, man kenne ihn ja selbst nicht, so heisst es: das macht nichts; Sie werden mich [sic!] in ein paar Jahren kennen lernen. Nun, die Festgaben sind einmal da und werden immer mehr Mode, eine «europäische» Einrichtung. Jeder produzierende Gelehrte ob dumm oder gescheit—ich habe mit den dummen Strebsamen immer ein Mitleid gehabt das Sie nicht zu kennen scheinen—bekommt an einem Abschlusspunkt seines Lebens oder an zweien (60. und 70. Altersjahr) *nicht* etwa den schlichten Abschied, sondern etwas Gedrucktes. Die romanische Sitte, nach Ablauf einer bestimmter Zahl von *Lehrjahren* (*docendi*) den Betreffenden zu feiern wird zugunsten der deutschen Sitte aufgehoben; der zufolge man sich stets ohne Mühe den Zeitpunkt der Feier feststellen lässt... Aber vielleicht ist die «Festgaben» - periode schon im Abbau: und es hat, unter Ihrer «Ägide», die «Brevier» - periode begonnen. Ich hege durchaus nicht den Ehrgeiz ein ἀπαξ λεγόμενον bleiben zu wollen.»

28. Vossler-Lerch (1). 6. 2. 1923.

«Ich vermag nicht mich mit Schulen und Programmen zu befreunden. Für Lerch scheint die Hauptfrage zu sein: für Vossler oder gegen ihn? Er scheint befriedigt zu sein dass ich in der Hauptsache mit V. übereinstimme, «in der Grundrichtung wie der Überzeugung,

(1) Aus Anlass von des letzteren Rezension des H. Schuchardt-Breviers, Archiv f. d. Studium d. neu. Sp. 145, 123.

dass die Sprache nicht *an sich* existiere, und nicht *an sich* zu verstehen sei». Aber das ist ja eine «alte Jacke», die doch schon vor Vosslers Geburt die allgemein angenommene Meinung war, obwohl wir alle —Vossler inbegriffen—in unserem Sprachgebrauch oft zu ihm uns in Widerspruch setzen. «Dass Ihre Gefolgschaft durchaus nicht homogen sei, habe ich ja angedeutet», sagt L. Aber ich gehe doch in dem zweitwichtigsten Punkt andere Wege als V. Die Sprache ist nicht Kunst, sondern Mitteilung; das habe ich allerdings nicht näher auseinandergesetzt, es ist ja die Meinung der Meisten und erfordert terminologische Feststellungen, die sehr weit führen würden».

29. Vossler (1). 22. 11. 1923.

«Ich bin sehr bereit Vossler bis auf die höchste Stufe seiner Himmelsleiter zu begleiten, leiste er mir nur auf das [l. dem] Ersteigen der ersten, von der Erde aus, Gesellschaft. Warum beginnt er mit literarischen und-theatralischen Vorstellungen, warum versetzt er sich nicht in die einfachsten Verhältnisse? Z. B. das des Herren zu seinem Hunde, der ihn trefflich versteht und mit Laut oder Gebärde antwortet. Nicht bloss an der Betonung erkennt er die Meinung des andern; so löst z. B. ein ganz nachdrucksloses, «es ist *mein*», ja das einfache *mein* in ganz anderem Zusammenhang bei meinem Hund ein zorniges Bellen aus. Was könnte es denn bedeuten hier «den Begriff des *Individuums* vermeiden und durch den der Person ersetzen»? Und die Bedeutung von *Person* auf wortgeschichtlicher Grundlage aufbauen?»

30. Wissen und Leben (Sprachatlas—Sprachzwang). 14. 12 1913.

«Jaberg und Jud haben mir, in Begleitung eines Werbebriefes zwei gedruckte Proben ihres schweizer-italienischen Sprachatlas zukommen lassen; entzückend, appetitreizend! Aber ich habe mich doch entschlossen nicht darauf zu antworten weil ich wie ich mich kenne leicht eine antiromanische Ausserung hätte einfließen lassen. Ich würde vielleicht nachdem ich auf die Misere in deutschen Landen, auch hinsichtlich der Beschaffung der einfachsten Lehrmittel hingewiesen hätte, hinzugesetzt haben: «haltet euch doch an Mussolini; der wirds machen, er macht ja so vieles». Der Sprachatlas ist ja schliesslich durch die Vorgänge interessant deren Ergebnisse er uns vorführt und wäre es nicht noch interessanter, solche Vorgänge zu beobachten, zu studieren, wie sie sich vor unsern Augen vollziehen? Die Gegenwart ist unsere Lehrerin beim Verständnis der

(1) Aus Anlass von Vosslers Aufsatz «Sprechen, Gespräch und Sprache».

Vergangenheit—das ist meine Ansicht gewesen, seitdem ich wissenschaftlich zu denken begonnen habe. Warum beschäftigen wir uns nicht mit der *pénétration non pacifique*, wie sie in Südtirol vollstreckt wird? *Wissen und Leben* in diesem Sinne genommen sollte gerade den Schweizern nichts Fremdes sein. Was nun in hohem Grade verstimmend wirkt, ist dass man etwa zur Aufrechthaltung der Freundschaft, alles offene Aussprechen vermeidet —was ja während des Krieges sehr berechtigt war. Aber gewisse Fragen müssen entpolitisiert werden; es muss sich eine *opinio communis* bilden über Handlungen, wobei von denen die sie begehen, ganz abgesehen wird; z. B. über die Anerkennung oder Ablehnung des natürlichen Sprachrechtes: Ein solcher automatisch sich bildender, völlig freier Verein der Intellektuellen schwebt mir seit lange als Ideal vor.»

31. Vossler (1). 25. 3. 1924.

«Ich liebe Vossler, ich bewundere ihn; aber ich verstehe ihn nicht —nicht so völlig wie es für mich und für ihn wünschenswert wäre. Sie sagen: «wenn er NUR die... *concetti* liesse». Reden wir also zunächst von diesem Concettismo... V. s Bilder sind nicht immer anschaulich, auch nicht die vielleicht aus einem Herbstaufenthalt mitgebrachten, wie das von der mähenden Sense. Und lag es dem Lafontainisten nicht näher von dem enthaarten Halse des Haushundes zu reden, als dem des Zugtieres? Ich denke immer, bei Vossler wirke wie auch bei vielen Menschen die nie etwas drucken lassen, die Flucht oder die Furcht vor der *Einfachheit*, die ja durchaus nicht Hausbackenheit zu sein braucht. Nun, ich lasse die *nur* - Partie beiseite, und frage nach dem Kern. Was meint V.? was will er? Ich sehe das Trampolin deutlich vor mir; aber ich sehe nicht wohin V. springt. Oder um vorsichtiger mich auszudrücken, ich sehe nicht dass er dahin springt, wo ich erwartete, nach dem Titel erwarten musste. Er sagt zwar viele guten Dinge, aber auch sie lassen mich oft im unklaren: ich wechsele beständig zwischen ja und nein—ein fortwährendes, Wippen! Das verdriesst mich besonders dann wenn ich eine wesentliche Übereinstimmung zwischen uns (z. B. hinsichtlich des grammatischen Baues) feststelle, aber doch nicht genau das was uns trennt, erfassen kann. Ich gehe nicht auf einzelnes ein, die Definition. von «Gesinnung», «Sachsprache» «Interesse» usw.; ich wiederhole

(1) Anlässlich Vosslers Aufsätzen «Sprachgemeinschaft als Gesinnungsgemeinschaft» und «Sprachgemeinschaft als Interessengemeinschaft».

nur die oben aufgeworfenen Fragen, indem ich mich an Sie, den rasch begreifenden Leser wende; sagen Sie mir *mit einem Worte* oder kurzem Satz den Inhalt der Abhandlung und mit einem andern ihre Tendenz. Schlagwörter, mit Mass gebraucht, sind doch schliesslich besser als Concetti. Ich finde bei jeder Gelegenheit meine individualistische Anschauung bestätigt und gestehe dem andern zu was ich selbst beanspruche. Jeder von uns hat seinen dogmatischen Punkt; aber Vossler bemüht sich zu wenig sich uns anzunähern. Unsere Schuld wenn wir ihn nicht verstehen? *nein*, auch *seine!* Der eine muss sich in die Seele des Andern hineinversetzen, der Schaffende ebenso wie der Empfangende. Das sollten sich besonders unsere jungen Stimmungsdichter gesagt sein lassen. Könnte man übrigens nicht über Vossler ebenso einen Attikel verfassen wie kürzlich einer über Nietzsche erschienen ist: Künstler oder Philosoph?»

32. Das Siegesdiktat von Versailles. 29. 4. 1924.

«Um auf die Pariser Romanisten zurückzukommen, so bitte ich Sie sie von mir zu grüssen und meiner friedlichsten Gesinnungen zu versichern. Nur in einem Punkte würde ich ihnen nicht nachgeben; ich kann ihnen nicht zugestehen dass Deutschland der einzige Schuldige am Krieg sei, dagegen wenden sich auch meine Erinnerungen an die Zeit vor 1870. Und was mich geradezu empört—es handelt sich aber nicht um die Franzosen schlechtweg, sondern um die Clémenceau und Poincaré—dass man die Deutschen gezwungen hat, sich als die allein Schuldigen zu bekennen. Inquisitionsfolter!»

33. Letzte Ansichten über die Lautgesetzfrage. 5. 5. 1924.

«Sie wissen dass ich das Etymologisieren auch heute noch für einen erquicklichen Sport und eine gesunde Zimmergymnastik (für die Arm- und Beinmuskeln) halte. Wenn ich mich nun etwas skeptischer als früher, doch stets in derselben Richtung bleibend, ausspreche, so spiele ich doch nicht die Rolle des Fuchses bei den Trauben. Ich will die Dinge bei der Wurzel anpacken. Sie haben mich vor einiger Zeit gefragt, wer wohl die sozialistische Auffassung von der Sprache, d. h. die Erkenntnis von ihrem sozialen Wesen aufgebracht hätte. Ob Meillet? Ich war etwas verwundert über diese Frage. Die betreffende Auffassung ist im Grunde die ursprüngliche, naive und sie ist nur durch den naturwissenschaftlichen Einbruch zurückgedrängt oder doch getrübt worden. Sein Ergebnis waren die «ausnahmslosen Lautgesetze»; deren Bekämpfer waren die *Sozialisten*, darunter auch ich.....

Die *Lautgesetze* und der soziale Charakter der Sprache lassen sich nicht mit einander vereinigen (s. z. B. Sch.-Brev. S. 71 «Wunderbarer dünkt es mich.....»). Daher der Widerspruch bei H. Paul und auch, um von Andern zu schweigen, bei Meyer-Lübke. Ich bin nach wie vor kein Umstürzler; ich erkenne die Berechtigung und den Nutzen der «Lautgesetze» als *Formeln* an wie sie die Aus- oder Angleichung von Vorgängen, nicht wie sie deren bestimmende Ursachen angeben. Das «lautlich oder lautgesetzlich *unmöglich*» geht mir auf die Nerven; es ist günstigen Falls eine sehr bequeme, aber um so unpassende[re] Ausdrucksweise. Dem lat. \bar{o} (in bet[onter] off[e]n. Stellung) entspricht ital. *o*; demnach ist *uovo* } \bar{ovum} nicht lautgesetzlich, und es ist dennoch eine rein lautliche Erscheinung (Dis-sim.; M.-L.s Aufstellung eines vermittelnden \bar{v} : \bar{ovum} , \bar{vum} nehme ich nicht an). Lg. ist ital. *nuovo* } \bar{novus} ; aber *nove* } \bar{novem} bildet eine Ausnahme (im REW 5968 bleibt die ital. Form, wohl aus Verlegenheit ganz weg): es wird einen bestimmten Grund haben, warum aber entzieht sich ihm span. *nueve*?

Rosa wird in der Gramm. als Buchwort bezeichnet, im REW. heisst es, es zeige Anlehnung an die Buchwörter der Botaniker und der Dichter. Ja, das ist doch keine Erklärung: Und die Dichter würden die Form ebenso erst von den Botanikern übernommen haben. Den Namen der volkstümlichsten Blume! Ital. *bene* widerspricht den «Lautgesetzen»; die Vortonigkeit hat die Diphthongbildung verhindert, warum nicht auch im franz. *bien*?

Ital. *scritto*, aber *detto*. Warum? wegen *scriptus* aber *dictus*. Warum aber dieses? es heisst doch *dico* wie *scribo*. Franz. *écrit*, *dit* ist regelmässig; aber diese Regelmässigkeit wird als sekundär angesehen. Ableitung des *dit* von *dire*; warum nicht lieber Angleichung an *écrit*? In *garduña* ist *g* für *gu* nicht lautgesetzlich; wenn ich aber das Fehlen des *u* nach *g* in **guarduña* auf den Einfluss der folgenden Silbe schiebe, so ist nichts einzuwenden. Die Herleitung des franz. *gifle* vom deutschen *Kiefel* sollte Ihnen zufolge nach Hornings Einwand verpönt sein; aber warum kann *chife* eher aus *jife*, als dieses aus jenem entstanden sein (durch Vermischung mit *joue*, *joufflu*)? usw. Man dürfte wohl von einer Willkür der Sprache reden; aber da dies dem Mann der Wissenschaft als Lästerung erscheinen würde, so dürfte man—und des wäre ja tatsächlich das Zutreffende—von einer Willkür der Sprechenden reden. Die Dinge verhalten sich nun so: Die Geschichte eines Wortes während eines oder gar zweier Jahrtausende lässt sich mit voller Sicherheit und in vollem Umfang

gar nicht ermitteln, Ritschls Leibspruch: *Nil tam difficile est...* (1) gilt hier nicht. Zahllose Faktoren sind im Spiele, fördernde und hemmende, auf der langen Wanderschaft hat das Wort wechselnde Liaisons, fruchtbare und unfruchtbare. Der Forscher konstruiert sich aus einem Halbdutzend Formen ein Bild von der Geschichte, des Wortes, während er dazu hundert benötigte. Und wie alle Sprachveränderung auf individuelle Keime zurückgeht, so offenbart sich auch in den Forschungsmethoden die Individualität der Einzelnen: Es werden sehr verschiedene Dietriche gebraucht um die Geheimschranke zu erbrechen... *Sie* sprechen vom «schweren Kreuz der Kontaminationsannahme», Vising hat kein Herz für die Onomatopoesie. Er lässt meine Erklärung des ital. *visto* (neben *visco*, *vispo*) aus *faute de mieux* zu, während ich für sein **vexitus* nichts übrig habe.

Also, kurz gesagt, so sehr ich das Etymologisieren als Übung, als Tätigkeit empfehle, so rate ich doch zu vor- und zugleich nachsichtiger Beurteilung der Ergebnisse. Ich möchte sie auf gleichmässige Weise entwerthen... H. Paul hat mir einst entgegengerufen: was sollte aus der Sprachgeschichte werden wenn meine Grundsätze gälten? Ich erwiderte (der Wortlaut ist mir nicht gegenwärtig) und erwidere: die Wirklichkeit ist nicht um der Wissenschaft halber da, sondern umgekehrt.

Vielleicht diagnostizieren [Sie] mich auf *dementia senilis*; dann setzen Sie nur bitte hinzu dass diese schon sehr früh bei mir begonnen hat.

P. S. (7. V. 1924) Ich finde mich in meinen Sachen jetzt schwer zurecht, vergeblich suchte ich heute meine Erwiderung auf die letzthin zitierte Argumentation Pauls. Ich hatte an eine Anekdote von jener Konferenz erinnert auf der über die Aufhebung des Sundzolls verhandelt wurde. Der dänische Vertreter sagte: Ohne den S. kann Dänemark nicht existieren. Ein fremder Diplomat bemerkte kurz: *Pourquoi exister?»*

33 a. Tod und Leben. 15. III. 1924.

«Sie wissen: «was man nicht sagen kann, singt man» und so habe ich denn in den letzten Zeiten öfter statt eines erwarteten Briefes mit ein paar Reimen geantwortet; ich bin zum Verlegenheitsdichter geworden. Nicht immer bin ich mit meinen Versen zufrieden, wohl aber mit denen die ich 1917 Frau Cornu ins Stammbuch schrieb, und die für mich immer passender werden:

(1) quin investigari possit.

.....
 Und ohne Welken gäbe es kein Blühn
 Und ohne Sterben gäbe es kein Leben
 Und ohne Tote gäb es keine Erben
 Und mitten im Sterben
 Sind wir vom Leben umgeben.,

34. Etymologie. 15. V. 1924.

«Die Grundlage, ja die bessere Hälfte aller Erkenntnis besteht in der Beseitigung oder der Vorbeugung von Missverständnissen. Auch ich sehe in unseren beiderseitigen etymologischen Grundsätzen keinen Unterschied, höchstens in ihrer Betätigung. Beachten Sie doch, ich verteidige gar nicht meine Deutung von *garduña*, greife nicht einmal die Ihrige an (1), sondern nur die Triftigkeit des zunächst von M.-L. erhobenen phonetischen Einspruches. Noch einfacher liegt die Sache bei *falot*; ich habe Ihre Erklärung noch nicht gelesen und die meinige schon vergessen. Es kommt mir eben nicht auf die Richtigkeit des einzelnen Ergebnisses an, die ja bestenfalls relativ ist; ich möchte vielmehr das Wesen der Spracherscheinungen im Allgemeinen erfassen. Die Kontamination über deren «Kreuz» Sie sich beklagen, ist für mich zwar nicht das Regelhässige, jedenfalls aber das Natürlichste, ich bin im Theoretischen Roué, ich begreife nicht wie ein Wort jungfräulich einsam seines Weges ziehen kann, wenn es nicht ein bleiches, seelenloses Ding, ohne jede Anziehungskraft [ist]. Und jetzt will man sogar die Onomatopoesie nur als Lückenbüsser gelten lassen!»

35. Antisemitismus: 23. VI. 1924.

«Der Antisemitismus—das ist meine Meinung—muss auf dem Gebiete der Wissenschaft und den benachbarten durchaus verschwinden, auch im Allgemeinen; aber da muss, was die Schuldfrage anlangt, Halbpant gemacht werden. Dass die Juden sich mitten unter fremden Völkern niedergelassen haben, das war ein Fehler (plus qu'un crime). Und ich schrieb Ihnen schon einmal, sie sind doch zum grossen Teil Herrscher, ja Bedrücker und die Zukunft gehört vielleicht ihnen. Bedenken Sie, wie schwer es uns andern fällt, diese langen und häufigen Listen ohne jede Erregung zu lesen, die bei allen finanziellen Zusammenbrüchen und Schwindeleien ans Licht treten. «Der Gott unserer Väter» und die Gewehrsalven bei der Frohnleichnamsprozession wiegen sie nicht gleich viel? Nicht

(1) In Neuphil Mit. 1933 S. 150.

der Glaube macht die Religion sondern die Liebe. —Das Fehlen des Antisemitismus (in jetziger Zeit! man denke an frühere!), bei den Franzosen und ich füge hinzu bei den Italienern erklärt sich meines Erachtens daraus, dass ihm keine so grosse körperliche Verschiedenheit zugrunde liegt wie in andern Ländern.,

36. Vossler. 23. 6. 1917.

«Hoffentlich gelingt es mir diesmal zu ermitteln wo V. eigentlich hinaus will. *Ich* habe mich mein Leben lang bemüht, über meine An- und Absichten die Andern aufzuklären, und es mag mir nicht immer gelungen sein. Bei V. habe ich immer den Eindruck als ob er die Andern dichterisch berauschen wolle. Er wird ja sich selbst ganz klar sein, aber er zerschlägt die gute schöne Gypsstatue in kleine Scherben und diese verwandeln sich in blaue und gelbe Schmetterlinge und umflattern unsere Häupter.—Wenn ich nur wenigstens wüsste was er sich bisher über mich gedacht hat, wo ich doch aus meinen wissenschaftlichen Anschauungen überhaupt kein Hehl gemacht habe, aber auch im besondern nicht, gegen V. selbst, Lerch, Steiner u. a. Es ist mir kein angenehmer Gedanke als Pseudovosslerianer bei der Nachwelt fortzuleben. Ich sagte Ihnen schon dass ich jetzt einige Sätze zusammenflicke-r& möglicher Ausschaltung von Poesie—um klipp und klar meine Meinung über gewisse Dinge zu äussern.»

37. Vossler (Nachtrag zum vorhergehenden Brief vom 24. 6.1924).

«Vossler ist mir im ganzen sehr sympathisch: wir haben manches mit einander gemein (humoristische Auffassung, wissenschaftlicher Dinge, so von Gilliérons blutigen Wortkämpfen, bei der etwaigen Wohnungsnot von *entendre* usw.). In wesentlichen Punkten, besonders in Negativem, Einverständnis mit ihm; aber im ganzen verhalte ich mich ähnlich wie jener Dresdener der mir mit grösstem Entzücken von Roseggers steir. Vorlesungen sprach:—Verstehen Sie denn die steirische Mundart?—Kein Bein, aber es war so lustig.»

38. Probe von Schuchardts Humor (1) 1924 (Datum unleserlich).

«Io poveretta, sto aspettandoti sulla riva del lago, per farti la ramanzina che ti hai meritata.—Was! den ganzen Archivsalon voll elegante Leute einlanden und auf mich vergessen! Waren Dir

(1) Anlässlich eines Artikels über frz. *falbalas*, sp. *faralá*, etc. «Falbel», (Arch. rom. 1924. S. 584), in dem ich die *papilio*- Sippe nicht erwähnt hatte.

volant, *Flügelkleid* u. a. nicht gegenwärtig, um Dich an den Schmetterling zu erinnern der doch im spanischen Kostüm trotz des einen ersparten *l* und des faux-col erkennbar blieb (vgl. auch südsard. *prefaglin*, Falbel)? Aber ich beanspruchte keineswegs Ballkönigin zu sein, wollte nur dabei sein. Ihr Männer taugt nicht als Vorstände des etymologischen Amtes; Ihr träumt immer von *einem* Etymon; ein Mann ein Wort, aber eine Frau—ein Wörterbuch.

Farfalla.»

39. Positivismus—Idealismus. 24. 2. 1925.

«In dem grossen Kampf zwischen Positivismus und Idealismus bin ich nicht Parteigänger wie etwa sich Gamillscheg neuerdings mit Eifer bekannt hat, den armen J. Jordan einer Naivetät bezichtigend deren er sich selber schuldig macht. In der Wissenschaft wenigstens sollte man konfessionslos sein, aber nicht so dass man das Eine und das Andere verschmähte, sondern dass man beides miteinander verbände. Zwischen Idealismus und Positivismus besteht nicht der Gegensatz den man gemeiniglich annimmt, sondern etwa wie zwischen Kopf und Fuss. Haben diese nicht sehr verschiedene Funktionen und hängen doch sehr fest miteinander zusammen? Und auch mit lateinischen Sprüchlein wäre hier aufzuwarten wie *In medio tutissimus ibis* oder (mit Bezug auf die Sonnenuhr) *Nil cum sole, nil sine sole* und ich stelle ausserdem noch in dem *dulciter in modo, fortiter in re* der alten Jesuitenpädagogik für meinen Privatgebrauch die Wörter anders zusammen. Auch *entweder-oder* sagen wir gar oft, wo es heissen sollte *sowohl als auch*. In der Auseinandersetzung zwischen Pos. und Id. scheint mir vielfach der Fehler begangen zu werden, dass man einen Gegensatz der Operationsweisen erblickt, wo es sich im Grunde um eine Verschiedenheit der Operationsgebiete handelt. Wir reden von verschiedenen Richtungen, aber vergessen zu bemerken dass auch die Ausgangspunkte verschieden sind. Ich wünschte mir z. B. zur Veranschaulichung des Verhältnisses eine und dieselbe kreolische Mundart von einem Idealisten und von einem Positivisten dargestellt zu sehen.»

40. Das Baskische und die Sprachwissenschaft (1) 9. 3. 1925.

«Ich war ganz verständ[nis]los, als ich von Ihnen dem so Verständ-

(1) Wie mir J. de Urquijo mitteilt, schrieb Sch. noch in articulo mortis (am 20. II. 1926) an diesen gelehrten Freund: «Ich habe Ihnen einmal vor Jahren gesagt, das Baskische würde der letzte Gegenstand sein, mit dem ich mich wissenschaftlich beschäftige». Die obige Aeusserung Schuchardts war die Antwort auf mein Bemühen, den Meister aus seinem baskischen Winkel herauszukitzeln.

nisvollen, die Worte las, Sie fänden es merkwürdig, dass ich immer am baskischen Zipfel zupfe—ein ungünstigeres Terrain für Beobachtung von Sprachlichem konnten Sie sich gar nicht denken. Nun ich will ganz davon absehen dass das Baskische doch aus ähnlichen Gründen wie das Keltische ein Recht auf Berücksichtigung des Romanisten hat: Aber ich habe schon längst die Überzeugung gehegt und gepredigt dass für einen der sich mit arischen Sprachen beschäftigt ,eine gewisse Vertrautheit mit einer ganz anders gear teten Sprache für seine Forschungen auf dem eigenen Gebiete von grossem Nutzen sein müsste. Sie haben das Madjarische, ich das Baskische.

«Das ungünstigste Terrain» bietet das Baskische vielleicht für Beobachtungen wie die Vosslers dar, aber gerade ein um so günstigeres für andersgeartete Studien solcher die sich auch Romanisten nennen. Wir können im Baskischen kaum von Ober - und Unterschicht reden und damit hängt die mundartliche Zersplitterung zusammen; den Mangel des Zentralismus hatte ich als Vorteil für die dialektologischen Untersuchungen bezeichnet. Und die Erhellung einer Reihe von Problemen wird durch das Baskische gefördert, sei es auch nur insofern als uns die *arische* Brille von den Augen genommen wird, und wir z. B. nicht mehr Nomen und Verbum in der bisherigen Weise von einander trennen. Wenn Sie mich in schmeichelhafter Weise *heraufsetzen*, das Baskische aber *herabsetzen*, geraten Sie mit sich selbst in Widerspruch. Zu jenen Problemen, bei denen das Baskische eine wichtige Rolle spielt, gehören auch diejenigen die sich auf die Früh-oder Urgeschichte der europäischen Bevölkerung beziehen. Hier vermag ich wenigstens als Hemmschuh zu dienen. Jedenfalls werden Sie zugeben dass das Baskische in die Mode gekommen ist ohne zu behaupten, dass ich diese Mode mitgemacht habe.»

41. Glaube. 14. 9. 1925.

«Es gibt noch Anderes was mich jetzt beunruhigt, so eine junge Frau, hoffnungslos erkrankt, Monate lang dahin wimmernd, für ihr Töchterlein innigst besorgt... das geht mich zwar nicht ganz nahe an. Aber solche Dinge lassen den Gedanken in mir nicht fest werden dass unsere Weltordnung die beste sei. Ich erkenne als Höchstes nur die Caritas, die Liebe an; warum müssen wir erst auf dem egoistischen Weg des Glaubens zur Liebe gelangen, nicht unmittelbar? Auch die Wissenschaft wird in solchen Augenblicken in meinen Augen grau, schwach, kläglich.»

42. Menschenkenntnis. 14. 9. 1925.

«Was das Erwerben von Menschenkenntnis betrifft, so ist es auf jeden Fall interessant und nützlich. Aber es fehlt an einem Passe-partout. Und man muss bei jeder einzelnen Person Material sammeln; bei manchen ist das sehr mühselig, nicht bloss bei denjenigen die für *verschlossen* gelten. Mein alter Leipziger Freund, und fast bis auf das Datum, G. Knapp, behauptete, er könne sich in einer *Offizierseele* nicht zurechtfinden.»

43. Der Individualismus in der Sprachforschung— die Kunst des Schriftstellers. 29. 11. 1925.

«Der Titel meiner Schrift ist: Der Individualismus in der Sprachforschung, im Wesentlichen autobiographisch; daher in den Tatsachen nicht anfechtbar (als P. S. zum Brevier aufzufassen), nur in der Tendenz. Die gerechten Kammacher werden sagen: wohin soll es führen, wenn jeder so etwas an die Öffentlichkeit bringt? Ich sage: darf man nicht seinen eigenen Nekrolog schreiben mit Weglassung allen Selbstlobes? Das Weglassen ist überaus das Notwendigste, aber auch das Schwierigste in der ganzen Schrifstellerei.»

44. Stil und Inhalt einer wissenschaftlichen Abhandlung. 1/2. 12. 1925.

«Wie beneide ich Vossler um seinen glatten Text, um die verhältnismässige Zitaten-, Ziffern-, Phonetik-, Anmerkungenfreiheit, das heisst dass er sich ein Wissenschaftsgebiet wählen darf, das ihm diese Freiheit gewährt.

Er sollte einmal eine Ihrer etymologischen Untersuchungen in seiner Sprache wiedergeben.....

Ich liebe es mir auszumalen welche Eindrücke zustande kämen wenn alle Romanisten von Rang beauftragt würden eine Aufgabe über die sie wesentlich die gleiche Ansicht hätten, in ihrem besondern Stil zu bearbeiten. Vielleicht ähnliche Eindrücke wie die, wenn ein Klaviervirtuose (ich entsinne mich in dieser Rolle mit innerem Lachen hauptsächlich A. Grünfelds) uns vorspielt wie eine und dieselbe Melodie bei Mozart, Haydn, Wagner usw. ausfallen würde: Ich komme notgedrungen auf solche Allotria, weil ich nicht weiss wie ich die Zeit totschiagen soll.»

45. Abschied von Italien. 9. 2. 1926.

«Die Anregung zu diesem neuen «Brief» an Sie war sehr wohltuend für mich. Ich sass in tiefster Niedergeschlagenheit—nach der Lesung von Mussolinis Rede und ihrer Wirkung. Es war ein Jugendtraum von mir: Germania und Italia, nebeneinander wie Goethe und Schiller;

er ist langsam zerfließen; aber erst heute wurde mir deutlich: *lasciate ogni speranza* für immer, nicht bloss für die kurze Spanne Zeit die mir noch bleibt. Ich hatte einst das Gefühl als Romanist habe man auch eine sittliche Funktion, sei ein wenig, ein ganz klein wenig Vorarbeiter des allg. Völkerfriedens. Nun bin ich zwar, wie von jeher, gegen allen Boykott, aber [ich] würde mich—was natürlich ganz gleichgültig wäre—mit der dem Forscher so nötigen Begeisterung nicht auf irgend welche italienische Probleme werfen können.»

I. Namenverzeichnis:

(die Zahlen beziehen sich auf die Nummern der Briefe)

- | | |
|---|---|
| <p>Ancona, d', 20
 Ascoli, 1, 20
 Barbusse, 12, 13
 Bartels, 20
 Boerne, L., 14
 Caix, 20
 Clemenceau, 32
 Cornu, Frau, 33a
 Diez, 19
 Dreyfus, 20
 Engel, 1
 Farinelli, 11
 Fischer, Kuno, 7
 Foerster, F. W., 19
 France, Anatole, 14
 Franzos, K. E., 20
 Fried, 6
 Gaidoz, H., 23
 Gamillscheg, 39
 Gilliéron, 10, 17, 37
 Goethe, 14, 45
 Grünfeld, A. 44
 Gundolf, 22
 Havet, L. 3
 Horning, 33
 Iordan, I., 39
 Jaberg, 30
 Jahn, Otto, 7
 Jud, 30
 Kant, 2
 Knapp, G., 42
 Körner, 12
 Kraus, Karl, 20
 Lerch, 17, 21, 28, 36</p> | <p>Luzatti, 20
 Meillet, 16, 33
 Meyer-Lübke, 2, 33, 34
 Mussafia, 1
 Mussolini, 30, 45
 Napoleon I., 12
 Napoleon III., 12
 Natorp, 6
 Nietzsche, 31
 Nowikow, 12
 Paris, Gaston, 3
 Paul, H., 33, P. S. 33
 Poincaré, 25, 32
 Richter, Elise, 4
 Ritschl, Friedrich, 7, 33
 Rolland, 12
 Rosegger, 37
 Rückert, 12
 Sachs, 19
 Sarrazin, 19
 Schiller, 45
 Sonnino, 6
 Steiner, 36
 Trombetti, 1
 Urquijo, J. de, Anmerkung zur
 Vorrede
 Valentin, 19
 Vámbéry (Bamberger), 20
 Vising, 33
 Vossler, 28, 29, 31, 36, 37, 40, 44
 Wassermann, J., 20
 Wilhelm II., 12
 Wilson, 6
 Wolzogen, E. v., 20</p> |
|---|---|

II. Sachverzeichnis:

- Akribie, 1
 Antisemitismus, 20, 35
 Baskische und die Sprachwissenschaft (Das..), 40
 Büchern (Abhängigkeit von..), 3
 Bücherhamsterei, 10
 Chauvinismus, 8
 Etymologie, 5, 34
 Etymologie u. Evidenz, 18
 Etymologie u. Zufall, 4
 Festschriften, 27
 Forschung u. Lehre, 24
 Franzosen u. wir, 25 (Die..)
 Französische Klarheit, 16
 Gerechtigkeit, 6 (Zwischenstaatliche..)
 Glaube, 41
 Glückwünsche, 21
 Glückwünsche (Kalendarisch festgesetzte..), 26
 Gott, 23
 Humor (Probe von Schuchardt's..), 38
 Individualismus in der Sprachforschung (Der..), 43
 Indogermanisch-Indoeuropäisch, 15
 Italien (Abschied von..), 45
 Italien u. Deutschland, 11
 Kunst des Schriftstellers (Die), 33
 Lautgesetzfrage (Letzte Ansichten über die..), 33
 Mehrsprachigkeit, 13
 Menschenkenntnis, 42
 Pazifismus, 12
 Positivismus-Idealismus, 39
 Romanenfreundlichkeit u. Pazifismus, 29
 Sprachatlas, 24
 Stil u. Inhalt einer wissenschaftlichen Abhandlung, 44
 Tod u. Leben, 33a
 Universitätsbetrieb, 9
 Universitätsvorlesungen, 7
 Wissenschaft u. Individuum, 2
 Wissenschaft u. Leben, 30
 Versailles, 32 (Das Siegediktat von..)
 Zitate, 22